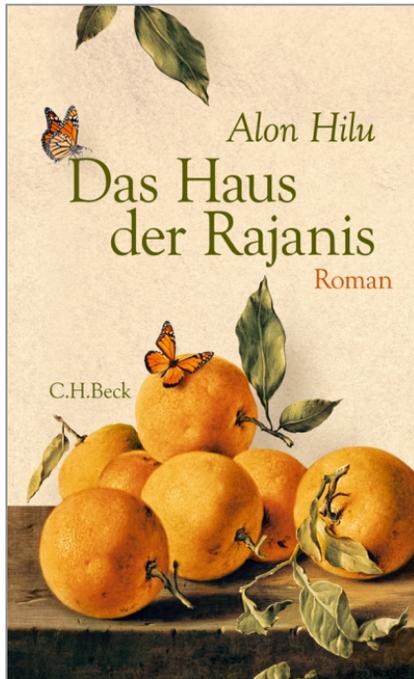


Leseprobe für vorablesen.de



Alon Hilu
Das Haus der Rajanis
Roman

Aus dem Hebräischen übersetzt von Markus
Lemke
355 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-61287-9

Spätsommer/Herbst, 1895

*Am 18. Tag des Monats Av im Jahre 5655 – 8. August 1895 –
an Bord des Schiffes nach Jaffa*

Ich habe beschlossen, meine Worte diesem Tagebuch anheimzulegen, da ich anderenfalls den Verstand zu verlieren drohte. Unsere kleine und beengte Kabine in der Tiefe des Schiffes kerkert meine Gedanken ein. Sollte ich sie nicht irgendjemandem anvertrauen können, tät ich besser daran, gleich in die Fluten zu springen.

Die Wurzel all meiner Leiden und Qualen ist die gnädige Frau. Auf den biblischen Namen Esther hört sie und könnt fürwahr eine Königin sein. Schöner als alle Schönheit ist sie, rank und schlank und von sehr stattlichem Wuchs, mit hohen Wangenknochen. Wär ich König Ahasver, würde gewiss mein halbes Königreich für einen flüchtigen Blick aus diesen hellen Augen ich geben, smaragdblauer noch als die See.

Als sie zum ersten Mal mir zu Gehör kam, war sie Studentin der Zahnheilkunde in Warschau. Ich ging, ihr meine Aufwartung zu machen und ihrer ansichtig zu werden, und sogleich ward mein Herz von der Nadel der Liebe durchstoßen. Dieses Mädchen würde für immer meine Angebetete sein, meine geliebte Gemahlin auf ewig. Eine aus dem Chor von Gottes Engeln ist sie, der Wohlklang ihrer Stimme wie Tautropfen auf duftenden Blumenrabatten, ihre Kleider aus Musselin und feinstem Batist gemacht, ihr Haar glänzend und gülden. Ein Mann, der ihrem Liebreiz nicht erlänge, wäre fürwahr nicht würdig, sich ein Mann zu nennen.

Flugs hielt ich um sie an, sie willigte ein, und mit dem Einverständnis ihrer Eltern traten wir in den Bund der Ehe. Ich war außer mir vor Freude. Doch es verstrichen nur wenige Stunden, da wir unter dem Traubaldachin gestanden, und schon offenbart sich ein erstes Anzeichen von der wahren Natur der gnädigen Frau. Wir stehen im Vermählungsgemach, ich löse meine Weste und lege meinen Hut auf die Anrichte, doch die gnädige Frau verharrt in ihrem weißen Brautkleide.

«Komm, ein Mann erfreue sich an seiner Frau», sagte ich ihr.

«Die Stunde ist nicht die rechte», sagte sie.

«Fühlst du gar nichts?», fragte ich.

«Ich wünsche ein wenig zu ruhen», erwiderte sie.

Und hatte ihre Rede noch nicht beendet, da begann sie, ohne das Verlöschen der Öllampe abzuwarten, sich ihrer Kleider zu entledigen, erst der Ober-, dann der Unterwäsche, bis sie nur mit ihrer Unschuld bekleidet durch die Kammer schritt, ihre elfenbeinfarbenen, von rosigen Warzen gekrönten Brüste meine schmachtenden Augen verhöhnend. Die gnädige Frau schlüpfte ins Bett, wandte mir ihre Rückansicht zu und war sogleich eingeschlafen.

Des Morgens umgarnte ich sie mit Worten der Verführung und der Liebe, doch auch diesmal stand ihr der Sinn nicht nach dem bestimmten Lied ohne Worte. Gewiss, sie war weder müde noch erschöpft, die wahren Gründe waren viel mehr psychotischer Art: Sie befand sich, nach eigenen Worten, in diesem Zustand angstvoller Verzagttheit einer frisch vermählten Ehefrau vor dem Akte der Umwälzung und Veränderung, vom ungezügelten, ungestümen Leben einer Jungfer zum Geschirr in dem vom Gatten gelenkten Ehegespann.

Um sie nicht in Traurigkeit zu stürzen oder, Gott bewahre, in die berühmte Melancholie jener, die sich unter das Joch der Ehe

fügen, zügelte ich meine Begierde und ließ ab von ihr. Im Stillen sagte ich mir, ich werde zuwarten, wann bei dieser gnädigen Frau der Liebestrieb erwacht und sie in mein Bett zu kommen gedankt, mit geröteten Wangen, verzückten Nippeln, das ganze Dämchen saftig und süß.

Zu meinem Leidwesen blieb die gnädige Frau auch in den folgenden Nächten bei ihrem Gebaren. Am nächsten Abend, ehe wir zu Bette gingen, legte sie all ihre Kleider ab und stolzierte umher wie eine Herrin unter ihren Eunuchen, ihre Rundungen alabastern und üppig, ihre Brüste zum Bersten gefüllte Granatäpfel, doch auf mein Bekunden, ich gedächte nun der angenehmen Pflicht des Ehemannes nachzukommen, beschied sie mich mit allen möglichen Ausflüchten und Litaneien.

Bei mir begann ich Gedanken zu wälzen: Vielleicht hatte die gnädige Frau ihre Jungfernschaft ja in einem Aufwallen jugendlicher Frivolität einem anderen geschenkt und schämte sich nur ihrer Verfehlung, war womöglich den Verführungskünsten eines ihrer Kommilitonen am Institut für Zahnheilkunde erlegen. Denn diese Dentisten müssen triebhaft sein, warum sonst sollten sie Vergnügen daran finden, das Fleisch ihresgleichen zu stoßen und zu stampfen?

Drei Tage nach unserer Vermählung, und noch immer war sie mir unbekanntes Terrain, bedeutete ich der gnädigen Frau, ihre Unbeflecktheit sei in meinen Augen weder zu- noch abträglich, so sie mir denn endlich Zutritt zu ihrer Pforte gewährte. Darauf lies die gnädige Frau ein kurzes, neurotisches Lachen hören und sagte, ein modernes Mädchen wie sie sei für gewisslich vertraut mit den Gepflogenheiten der Welt und den Gepflogenheiten zwischen Mann und Frau.

«Wenn es so ist, dann zeige mir diese Gepflogenheiten», sagte ich.

Und sie darauf: «Nicht eben jetzt.»

«Und warum nicht?» beharrte ich missgestimmt.

So ward ich aufgeklärt, von Seiten der Psychose sei sie sehr wohl des Aktes fähig, ja wünsche und sehne diesen gar mit allen Sinnen herbei, seitens der Mechanik jedoch verkrampften und verspannten sich ihr die Organe, sodass sie in einem Zustand unerträglicher Schmerzen befangen sei und darum bitte, den Akt noch zwei, äußerstenfalls drei Tage aufzusparen.

Ich unterdrückte den Ärger, der mich anwandelte, und sagte ihr: «Also gut, am morgigen Freitag werde ich dir beiwohnen, geschehe, was wolle.»

Die Gnädige Frau schwieg wie eine Auster.

Ingeheim wunderte ich mich sehr über dieses Gebaren ihrerseits. Sollte die Gnädige Frau womöglich etwa gar nicht den Manne begehren, sondern ihre Liebe dem Weibe geben? Immerhin hatte diese Neigung, die seit Generationen als Grille von Perversen und Verrückten gegolten, unter den Frauen Europas jüngst zunehmend Verbreitung gefunden. Ja, mir war sogar zu Ohren gekommen, in Berlin und Wien flanierten kurz frisierte Frauen offen durch die Straßen, hielten sich in aller Öffentlichkeit an den Händen und frönten dem Zungenspiel. Ich sann noch über solches und Ähnliches, als die gnädige Frau ihre Kleider ablegte, um sich zu waschen und dann zur Nachtruhe zu begeben, und beim Anblick der Reinheit dieses süßen Weiberkörpers, der nach dem Liebesakt verlangte, verscheuchte ich derlei bösen Argwohn. Vielleicht war es ja nicht mehr als nur eine unglückliche Fügung, war sie am ersten Tag gewisslich von der Trauung erschöpft, am zweiten Tag über den neu erworbenen Ehestand verzagt und nun, nach Verstreichen einer Woche, hatten sich ihre Muskeln verschworen, alle Wollust zu unterbinden.

Am Freitag, da sich die Nacht herabsenkte, ließ ich die gnä-

dige Frau in unserem Bett zurück und ging in die Speisekammer, entnahm ihr eine Flasche Branntwein und entkorkte sie, um meiner Liebsten des Menschen Freude zu beschern und sie aller Hemmnisse zu entheben, die unserer Liebe und Vereinigung im Wege stünden. Bei meiner Rückkehr in unser Schlafgemach fand ich die gnädige Frau nackt auf den Laken ausgestreckt.

«Mein Täubchen», gurrte ich gewinnend.

«Tu, wie dir beliebt», erwiderte sie kühl und mit verhaltener Stimme.

Ich machte mich daran, sie auf den Mund zu küssen. Die gnädige Frau öffnete ihre Lippen zu einem schmalen Spalt. Dort hinein stieß ich meine Zunge, doch nur, um auf die ihre zu stoßen, die sich mir in den Wege stellte, als wollte sie sagen: «Bis hierher und nicht weiter.»

Eine geliebte Frau in den Tiefen ihres feuchten Mundes zu küssen, ist eines der schönsten Geschenke, das dem Manne gegeben. Wie schade wär's, auf ein derart schönes Geschenk zu verzichten. Doch ich sagte mir, nicht jede Frau weiß in Vollendung um die Fertigkeit des Küssens. Die Geschichte hat schon gesehen, dass die schlechtesten Kussmäuler zu den allervorzüglichsten wurden. Alles, dessen es bedarf, ist ein Ehemann, der die Frau anzuleiten und sie in dieser angenehmen Fertigkeit zu unterweisen versteht.

Also machte ich mich daran, sie für den Liebesakt zu präparieren. Nun war die gnädige Frau geschämig und verkrampft am ganzen Körper. Nicht nur ihre Lippen waren aufeinander gepresst, sondern auch ihre Schenkel verschanzten sich wie eine belagerte Stadt gegen die Ramme der Barbaren. Ich ließ meine Finger durch ihr Haar gleiten, strich über ihr Gesicht, um sie auf den Pfad der Wollust zu führen. Der Körper der Frau ist nach einer sonderbaren und sonderlichen Form gemacht, die es gewissen-

haft zu erlernen gilt. Er muss gänzlich unterworfen sein, um erst dann mit Speer und Schwert angegriffen zu werden. Die Unterwerfung jedoch muss verhalten und mit Bedacht erfolgen, niemals überhastet, zunächst allein mit Worten, mit kokettierenden Verlockungen, hernach mit süßem Gewisper, und erst dann mit Andeutungen von Gelüsten, mit Umarmungen und Küssen, um schließlich, nach einer ganzen Weile, ihr in Gänze beizuwohnen.

Doch die gnädige Frau verschloss ihre Ohren meinen guten Worten und drängte mich stattdessen, den Akt zu vollziehen und von ihr abzulassen. Nicht einmal für mein Streicheln und meine Liebkosungen ward sie empfänglich, da ihr Körper über alle Maßen kitschig war. Ich begab mich also auf direktem Wege zu ihrer Öffnung, doch ein Vergnügen wurde dort mir nicht zuteil. Dies hatte darin seinen Grund, dass das Land, das mich zwischen ihren fest zusammengepressten Schenkeln erwartete, ausgedorrt war, eine Wüstenei ohne Oase, siebenmal trostloser als die Sahara und die Wüste Negev zusammen. So zerklüftet und widerspenstig war es, dass es sich nur unter größer Mühe durchpflügen ließ.

Derweil ich auf ihrem nackten Leibe lag, um sie zu erfahren, gab die gnädige Frau vernehmliche Stöhnlaute von sich.

«Stöhnst du vor Liebe?», fragte ich.

«Nein, vor Schmerz», erwiderte sie.

In dem geschlagenen Monat, der seit dem Tage unserer Vermählung vergangen, war dies das eine und einzige Mal, dass wir einander beigewohnt. Je mehr Tage verstrichen, desto größer ward mein Verdruss, da ich, man gestatte mir dieses Wortspiel, zu *impotenza* verdammt war. Die gnädige Frau ihrerseits blieb in allen Nächten bei ihrem Gebaren: entledigte sich all ihrer Kleider und offenbarte ihre verführerischen Rundungen, erlaubte jedoch nicht, sie zu berühren, und verfiel auf immer neue Ausflüchte. Einmal

gab sie an, des Aktes nicht fähig zu sein, da sie angesichts von schlechten Neuigkeiten über jene Antisemiten, die den Juden übel wollen, verängstigt und aufgewühlt sei, ein andermal hatten graue Wolken am Himmel sie in einen Zustand der Melancholie versetzt, während sie bei dritter Gelegenheit in sexologischer Hinsicht gänzlich erweckt gewesen wäre, jedoch ihre Scham von einer Art östlichem Wurm befallen war oder einer seltenen Rötung oder sich ein gewisser Pilz dort eingenistet hatte, weshalb sie mir beschied, meine Triebe fürderhin zu zügeln.

Derweil segeln wir einem neuen Leben im Lande Zion entgegen, um dort nach den Geboten des Idealismus zu leben, unter Landmännern und Weinbauern, auf unserer von alters her versprochenen Erde, dem Boden des jüdischen Volkes. Doch hatte der Manne die Hoffnung gehegt, die Meeresbrise würde Schwäche über die Frau bringen, bis sie sich ihm empfänglich und wilens auslieferte, so sollte sich diese auf das Lächerlichste als Trugschluss erweisen. Die gnädige Frau steht ganz unter dem Eindruck der Seekrankheit, sodass es unmöglich ist, mit welchem Anliegen auch immer an sie heranzutreten. Ja nicht einmal ein verkniffenes Lächeln ist tunlichst zu erbitten, da ihre ganze Existenz nur noch Übelkeit und Krämpfe.

Eine winzige Kabine hat man uns auf diesem Schiff zugewiesen, und der gnädigen Frau Augen verfolgen jede Regung ihres Gatten. Aus dem Grunde, da alle Kunstgriffe, die der Mann bei sich und an sich selbst vollziehe, in ihren Augen höchst unschicklich sind, ist er gehalten, sich solcher zu entsagen.

Was also beflügelt meine Tage und kupiert meine Nächte? Allein die goldene Hoffnung, dass, so wir denn Jaffa erreicht, das warme Klima Asiens seine heilsame Wirkung bei der gnädigen Frau entfalte. Auch ist mir zu Ohren gekommen, die Orangen seien überaus saftig dort, und vielleicht ist ja ein Bad im Meer,

mitten im August, geschaffen, die Lust zu wecken und der Wüstenei Feuchtigkeit zu bescheren.

Frauen finden sich nicht viele an Bord und keine einzige, die es an Schönheit mit der gnädigen Frau aufnehmen könnte. Heute, zur Mittagsstunde, habe ich mich zu einer unschicklichen Handlung verleiten lassen. Eine Köchin, schon älter und von tanzenhafter Erscheinung, das Haar dünn, jedoch adrett, servierte den Passagieren ihre Mahlzeit. Da sie sich vornüberbeugte, um die Kartoffeln auf die Teller zu platzieren, ward für einen Moment der rosige Spalt zwischen ihren prallen, üppigen Brüsten zu sehen. Einmal dieser Pracht ansichtig geworden, konnte ich sie nicht mehr aus meinen Sinnen vertreiben. Ich stellte ihr nach, küsste ihre Hand und befangerte ihren Busen. Sogleich röteten sich meine Wangen, füllten sich mir Rachen und Kehle mit einem Sekret des Ekels ob dieser verabscheuungswürdigen Tat. Was die Köchin anbetraf, diese bedachte mich mit einem Kalbsblick voller Bestürzung.

Ich begriff, ich war auf dem besten Wege, den Verstand zu verlieren. Also nahm ich Papier und Feder und begann zu schreiben.



Heute, da Mutter früh zu Bett gegangen war, eine träge Sommerbrise Jasminblütenblätter vor der Tür unseres Hauses verstreute und die Frösche aus voller Kehle unter den grünen, dichtbelaubten Bäumen der Obstpflanzung ihr Quaken zum Besten gaben, habe ich die Geschichten, die ich schreibe, beiseitegelegt und bin zu Aminos Kämmerchen gegangen, um eine Menschenseele zu finden, bei der ich meine brennenden, die Seele zerfressenden Geheimnisse abladen kann. Ich fand unsere Dienerin an

ihrem Platz, sie ließ mich auf ihren Knien Platz nehmen, küsste mich auf die Wange und fragte mit süßer, einschmeichelnder Stimme, ob Mutter mir schon einmal von den wahren Begebnissen auf unserem Anwesen erzählt habe.

Ich sagte ihr, Mutter würde mir niemals etwas anvertrauen, um nicht Furcht bei mir zu wecken, da sie stets in großer Sorge um mich und ängstlich auf mein Wohlergehen bedacht, weshalb sie mir alles Mögliche verbiete, wie etwa auf unserer Eselin zu reiten oder Fahrrad zu fahren, da ich hinfallen und mir ein Bein brechen könnte oder von räuberischen Beduinen überwältigt oder übellaunigen Kindern geschlagen werden. Unsere alte Dienerin Amina betrachtete mich die ganze Zeit über mit besonderer Aufmerksamkeit, ihr runzliges Gesicht von Falten zerfurcht, ehe sie sich zu mir hinabbeugte und mit heiserer, ein wenig verhaltener Stimme fragte, was mir über die bezaubernde *Biara* bekannt sei, den Teich in unserem Obsthain, der von einer kühlen Quelle gespeist wird und von dem sich viele Kanäle der Länge und Breite nach durch unser Anwesen schlängeln, um den Obstgarten und die Zitrusplantage zu bewässern, die runden und tiefen Mulden um die Bäume zu tränken. Ich sagte ihr, von all dem sei mir nichts bekannt, worauf sie mir, da die Öllampe lange und finstere Schatten auf ihr Gesicht warf, dieses Geheimnis anvertraute, das meine Mutter und mein Vater vor mir verborgen gehalten, dass nämlich in dem Bewässerungsteich unseres Landgutes, in den allertiefsten Tiefen, zwischen den Schilf- und Papyrusstauden und unter den Wurzeln der Wasserlilien und dem Froschlaich ein grünäugiger Dschinn von schwarzer, glatter Haut wohne, der die Seelen der Toten zu sich in die Tiefe hinabziehe und jedes unschuldige Kindchen, das sich an dem kühlen Wasser erquicken wolle, in die sanften Wellen locke, weshalb ich mich stets von der *Biara* fernhalten solle und mich ihrem verlockenden

Nass nicht nähern dürfe. Als die Alte mit ihrer Geschichte geendet, drückte sie mir einen schelmischen Kuss auf die Wange und schickte mich auf mein Zimmer, um mich zur Nachtruhe zu begeben, unterdessen auf ihrem von Falten zerfurchten Gesicht das Lächeln einer alten Hexe spielte.

Jedoch, ich stieg nicht die Treppe unseres Hauses empor zu meinem Gemach, um dort in süßen Schlaf zu sinken, sondern nahm all meinen Mut zusammen und schritt den von weißen Steinen bezeichneten Weg bis zu dem kleinen, verborgenen Pfad, der jetzt, bei Nacht, noch ungleich schwerer auszumachen war, da Schleiereulen mir in den Ohren lagen und Raben von ferne krächzten, als ich mich dem Teich näherte, all meine Sinne ein stummer Schrei und Schauer, auch wenn ich mir sagte, Amina habe mich zum Besten gehalten und dass ihre Worte nichts weiter als ein Ammenmärchen, eine Fabel für verängstigte Kinder, denn wie sollte ich jemals imstande sein, den Mantel der Männlichkeit anzulegen, wenn ich nicht in meinem Empfinden Lappalien dieser Art zu beherrschen lernte? Ich näherte mich dem Rand der *Biara*, und jedes noch so liebliche Säuseln der Wellen klang in meinen Ohren wie der Schrei von tausend Hexen, jedes Funkeln und jeder Widerschein der stummen Sterne erschien mir wie der irisierende Blick des grünäugigen Dschinns.

Doch siehe da, schon bald ging mein Atem ruhiger, trat ein Lächeln auf meine Lippen, ja ich fasste Mut und tauchte meine Finger in das dunkle Nass, dessen Berührung bei Nacht angenehm und wohltuend war, nahm einen kleinen, leicht gezackten Stein und schleuderte ihn in die Tiefen des Teiches, um den Dschinn zu reizen und seine Augen zu blenden. Dann richtete ich mich zu voller Größe auf, füllte meine Lungen mit der kühlen Nachtluft, wandte dem Teich den Rücken und begann, mit kleinen Schritten von dort wegzugehen, erstarrte jedoch sogleich, da

eine tiefe, harsche Stimme die Wellen erzittern ließ und mein Nachthemd zum Beben brachte, die heisere Stimme eines boshaften Dschinns, der die Leichen kleiner Kinder frisst und nach ihrem Blut dürstet, um so seine satanische Seele zu beleben. Ich wagte nicht, den Blick zu wenden, doch die diabolische, zittrige Stimme drang weiter in mich, bis ich ungeachtet der Erstarrung, die von mir Besitz ergriffen und meine Füße an den Boden gepflocht, verstohlen nach dem schwarzen, von gelben Teichrosenblättern bedeckten Bassin linste, auf dem Kaulquappen und Froschlaich schwammen und der Gewürm und den absonderlichsten Tieren Behausung bot, um sogleich von einem schrecklichen Beben und Zittern gepackt zu werden, da ein Paar glühende, funkensprühende grüne Augen auf mich gerichtet und eine heisere, tiefe Stimme wispernd an mein Ohr drang, Salach, Salach, dein Ende wird von diesem Teich kommen.



12. August 1895, Hotel Kaminitz, Jaffa

Es sind noch zwanzig Minuten bis zur fünften Stunde des Nachmittags. Ich schreibe diese Zeilen aus dem Lande Israel, Zion, an einem eichenen Sekretär im Vestibül eines Hotels in der Deutschen Kolonie nahe Jaffa. Durch die offene Tür ist man der üppigen grünen Obstpflanzungen Jaffas ansichtig. Meeresgerüche durchwirken die Luft. Der seichte Wind trägt das Zirpen fröhlicher Grillen heran. Meine Stimmung indes ward getrübt durch Hader und Zwist, welche heute zwischen mir und der gnädigen Frau ausgebrochen. Vielleicht werden diese Worte, die niederzuschreiben ich mich jetzt anschicke, Frieden und Zerstreung in mein Herz bringen.

Dabei hatte der Tag so schön und verheißungsvoll angeho-
ben, wie noch keiner zuvor, da unser Schiff gegen Morgen vor
dem Hafenbecken von Jaffa vor Anker ging. Fröhliche Ausgelas-
senheit und Freude ergriffen Besitz von mir. Gleich allen meinen
Altersgenossen, die vom Idealismus durchdrungen und geleitet,
hatte es auch mich, da ich kaum zum Manne gereift, danach ver-
langt, ins Heilige Land aufzusteigen, seine Erde zu bestellen und
zu hüten. Erst jüngst habe ich meine Studien an der Schule für
Agronomie in Montpellier vollendet und bin nun aller Früchte
und Getreide des Landes kundig und bewandert. Sogar die gnä-
dige Frau ist schon lange von dem Wunsch beseelt, ihren Fuß auf
dieses Fleckchen Erde zu setzen. Von frühester Jugend an ist sie
in Warschau als begeistertes Mitglied der Bewegung Chowewei
Zion zugetan gewesen, hat nach Kräften die Besiedlung des Lan-
des Israel und die *Aliya* nach Zion befördert, unserer ersehnten
Heimaterde, die allein unser harrt.

An diesem Morgen standen wir an Deck unseres Schiffes und
beschauten die hübschen Häuser Jaffas, die über die Wellen-
kämme zusehends aufkamen. Freudetrunken ergriff ich die Hand
der gnädigen Frau und wollte sie auf den Mund küssen, doch sie
entzog sich meinem Griff. Ich wandte mich ihr zu und gewahrte
ihren Verdruss. Nach dem Grund ihrer Übellaunigkeit befragt,
wusste sie selbst keine Antwort zu geben. Ich wies ihr das Land
unseres Sehnsens in all seiner Schönheit, doch sie verzog das Ge-
sicht und wandte den Blick ab. Ihre Hände waren kalt wie Eis, als
wollten sie der Hitze, die um uns herrschte, trotzen.

Just da kam eine Anzahl gewandter und schwarzhäutiger
Fährmänner aus dem Hafen auf uns zugerudert, ihre Sprache
krächzend wie die eines afrikanischen Papageis und ihr Beneh-
men ganz unbestreitbar noch die elementarsten Grundlagen jed-
weder Kultur vermissend.

Ich fragte die Deckjungen, wer diese Männer seien.

Araber, wurde mir geheißen.

Bis zu ebendiesem Morgen war ich mein Lebtag noch keinem Araber begegnet, hatte allein von einem vagen, kruden Gerücht Kenntnis erlangt, eine Handvoll dieses Volkes, Nachfahren Sems, sei im Lande Kanaan ansässig und dass diese Menschen den Kolonialisten ihr Land veräußerten. Umso begieriger war ich, meine Augen an ihnen zu weiden. Die Araber manövrierten ihre schmalen Boote nahe an die Bordwand unseres Schiffes. Die Matrosen warfen ihnen kräftige, in Schlingen aufgeschossene Seile hinab, und die Araber kletterten behände wie die Affen daran empor, ihre langen, schwarzen Finger die Tauen geschickt umgreifend. Als sie schon beinahe bei uns angelangt waren, gewahrte man sogleich den ebenholzartigen Ton ihrer Augen, funkelnd und irrlichternd wie die schwarze, feuchte Haut eines Reptils.

Da ich spürte, dass die gnädige Frau vor Abscheu und *dégoût* den Tränen nahe war, nahm ich sie in meine Arme und flüsterte ihr zu: «Mein Täubchen, meine Liebste, schon bald wirst du von den Goldäpfeln des Landes Israel kosten, wird ein reiner, trockener Windzug durch dein Haar spielen und deine Seele sich laben und erquicken.»

Noch flüsterte ich ihr diese und mehr Liebkosungen zu, da macht sich einer der Araber daran, an Deck hin- und herzueilen und in schönster Unordnung unter Grunzen und Schnauben die Habseligkeiten der Passagiere in sein Boot zu werfen, da allem Anschein nach seine Zeit knapp bemessen und er darauf erpicht, die Fracht so schnell als möglich an Land zu schaffen.

Nun war es jedoch so, dass auf unserer gewisslich nicht eben kurzen Reise bis zum Tore Zions, von Warschau nach Odessa und hernach an Bord des durch die Wellen pflügenden Dampfers, die gnädige Frau mit Argusaugen auf einen Koffer von qua-

dratischen Ausmaßen achtgegeben, ihren Augapfel, in dem sich ihre allerwertvollsten Kleider aus Russland verstaut fanden, darunter ihr Brautkleid, eine Frühlingsgarderobe, ein Chiffonkleid und alle möglichen anderen Kleider, Schals und Stolen, von denen er, der Manne, nicht die geringste Kenntnis besitzt bezüglich der Beschaffenheit, Schönheit oder Unterschiede, die die Frau an ihnen findet, ja niemals wird erlangen können, selbst wenn ihm alle Zeit dieser Welt gegeben, sie zu erforschen.

Es kam der Araber, ihr diesen Koffer aus der Hand zu nehmen, und die gnädige Frau tat einen Schrei und fuchtelte mit der Hand, ihn zu verscheuchen. Sie fuchtelte nach ihm, er fuchtelte nach ihr.

Keine Minute verging, und er warf all ihre Sachen nach dem Boot, jedoch, da er ganz der Fehde mit ihr sich gewidmet, der Koffer sich im Fluge auftat und sein Inhalt in Gänze auf der salzigen Meereshöhe zu schwimmen kam. Flugs hatten sich die schönen Kleider der gnädigen Frau wie riesige Fächer auf den Wellen ausgebreitet, um den dort sich tummelnden Fischen ein Ornat nach der neuesten Mode aus Warschau und Paris zu sein.

Die gnädige Frau schrie und protestierte, zürnte und lief rot an unter der Hitze des Haders und der asiatischen Sonne, sagte, sie gedenke nicht, sich mit dem Boot des Arabers an Land bringen zu lassen. Indessen, einen anderen Weg, an Land zu gelangen, gab es nicht, da die Araber die Fährleute dort sind, was seinen Grund darin hat, dass das Hafenbecken zu flach beschaffen und ein Dampfschiff es nicht zu erreichen vermag. Erst nachdem ich gefleht und sie bestürmt hatte, willigte die gnädige Frau schließlich ein, von Bord zu gehen, derweil sie bittere Tränen vergoss beim Anblick der teuren Stoffe, die vor ihren Augen vollgesogen und beschwert in den Fluten versanken, ihrer Kleider ansichtig, an denen alle möglichen Muscheln, Algen und grünliche Seegräser sich verlustierten.

Ich hätte jede Mühe daran gesetzt, die gnädige Frau zu trösten und ihr was immer sie auch wünschte als Kompensation zu versprechen, um sie zu entschädigen, doch sie wünschte nichts weiter, als zu der uns genannten Adresse zu gelangen und im Hotel ihre Tränen dem Kissen zu überantworten.

Als wir im Hafen anlangten, schlotterten unsere Knochen ob der Felsen, die aus den Wellen stachen. Am Pier wurden wir etlicher hundert anderer Angehörigen dieser Rasse ansichtig, die Araber genannt. Ihre Kleidung besteht aus einer Art langen und schmutzigen Nachthemds, und auf dem Kopf tragen sie hohe rote, mit Fransen besetzte Hüte. Viele von ihnen halten eine Art Holzknüppel in der Hand, den sie verwenden, um einander von Zeit zu Zeit damit einen Schlag auf den Kopf zu geben. In einiger Entfernung standen sich zwei muskelstrotzende Araber gegenüber, in einen wilden Streit vertieft, weshalb ich die gnädige Frau am Oberarm fasste, zu dem Zwecke, dass sie das unreine Schauspiel nicht mit ansähe, da einer Anstalten machte, des anderen Schädel einzuschlagen, und der Mann im nächsten Augenblick zu Boden zu sinken versprach, das Blut aus seinem gespaltenen Schädel strömen und seine Hirnsäfte sich über das heiße Erdreich ergießen würden.

Wir eilten daher, Jaffa zu entfliehen und zu einem Ort zu gelangen, von dem uns bereits in Odessa berichtet ward, eine Ansiedlung mit dem Namen «Deutsche Kolonie», welche glücklicherweise nach europäischem Vorbild angelegt ist, da von Deutschen erbaut. Die Wege dort sind breit und ausladend, die Häuser aus Holz oder behauenen Steinen errichtet, wohingegen Mist und Kloaken nicht allgegenwärtig zutage treten. Am Rande der Kolonie steht eine hübsche Herberge namens Hotel Kaminitz, mit höchst zuvorkommendem Personal, welches sich der deutschen Sprache befleißigt.

Kaum war die Gnädige Frau wohlbehalten in der Kolonie angelangt, kehrten ihre Lebensgeister zurück. Sie kostete von den Feigen und Datteln, die auf dem Tisch bereitgestellt, labte sich in einem Waschzuber mit warmem Wasser und kämmte ihr Haar, das duftete wie der Garten Eden. Die Luft war flirrend heiß und meeresfeucht, ein Vögelchen in seinem Käfig piff nach seiner Liebsten, und alles schien bereitet für jenes Fest der Liebe und der Leidenschaft, das ich einen geschlagenen Monat herbeigesehnt, seit dem Tage, da wir unter dem Traubaldachin gestanden.

Ich trat zu ihr und legte meine Finger auf ihre nackten Schultern.

Ihre Miene verfinsterte sich.

Ich führte eine Dattel an ihre Lippen.

Sie spie den Kern aus.

Ich umfasste ihren Arm und sagte: «Es ist Brauch und Sitte, dass dieser Akt vollzogen.»

«Nur eben nicht jetzt, da ich indigniert ob der Araber bin», erwiderte sie.

Ich fasste sie härter und sagte: «Jetzt, und zwar zu dieser nämlichen Stunde.»

Sie brach in Tränen der Hysterie aus und begann, mich eine Kanaille zu rufen, da ich ihr mit Forderungen und Vorhaltungen käme.

«Eine Kanaille das Weib, das sich dem Gatten ungehorsam gebärdet», entfuhr es mir.

«Ehebrecher!», keifte sie, «verkommener Lump, Hurentreiber!»

Ich ohrfeigte ihre lästerliche Visage und stürmte aus dem Zimmer.

12. August 1895, Hotel Kaminitz, Jaffa
(nach Verstreichen einiger Stunden)

Soeben bin ich aus Jaffa zurückgekehrt und fahre mit Freude und Lust in der Darstellung meiner Erlebnisse fort.

Nachdem der Abend sich herabgesenkt, erhob ich mich und verließ die Deutsche Kolonie, um voller Ungeduld einem Ort in der Stadt Jaffa zuzustreben, den ich die Seeleute hatte rühmen hören. Suchend schritt ich aus, gewahrte zunächst jedoch bloß dichte Obstpflanzungen, die Bienen und Wespen mit ihrem Geräusch erfüllten, hernach die zugesperrten Türen von Läden, einige von ihnen mit Schildern in der Sprache der Hebräer versehen, ehe sich die Straße mit einem Male zu einem weitläufigen Platz aufthat, der zu dieser nächtlichen Stunde bevölkert ward von einem munteren Pöbel Araber, von denen einige ihre Lippen in saftige Wassermelonenschnitze vergraben hatten, andere durch einen Schlauch samt Mundstück aus mit Qualm gefüllten gläsernen Flaschen rauchten und noch andere Kalbskadaver über Kohlenfeuern brieneten und eine Art flachen, schindelförmigen Kuchen kauten.

Ein Kuppler erhaschte meine umherirrenden Blicke und meinen exaltierten Gang, um in all seiner Durchtriebenheit sogleich auf das Ziel meiner Suche zu schließen, da er mir bedeutete, ich solle ihm folgen, ein paar Schritte nur, zu einem hinter dem Platz gelegenen Ort, unweit des Meeresstrandes, wo rosa gestrichene Häuschen und Kabinen verschachtelt übereinander sich türmten wie Flicker, die von einer einarmigen Schneiderin gesetzt.

Ich drückte ihm einige *Bishliks* in die Hand, worauf der kleinwüchsige, plattnasige Kuppler einen groben Pfiff ausstieß und sogleich eine Madame aus einem der Häuser trat und mich hin-

eingeleitete zu kleinen, mit roten Teppichen ausgelegten und nur spärlich beleuchteten Kämmerchen, die nichts anderes als Liebeskuben waren, auf das Schönste hergerichtet für Akte des Leibesvergnügens und der Freude, all jene Gelüste mithin, nach denen es die gnädige Frau, die zu jener Stund wie ein Kadaver im Hotel Kaminitz lag, seit dem Tage unserer Eheschließung nicht verlangt hatte.

Um nicht die Gier bei ihr zu wecken, sagte ich der arabischen Koberin, ich sei unwissentlich in ihr Etablissement gelangt, unbescholten, worauf sie lachte, dass ihr schmuckumgürtetes Becken Lust verheißend bebte, und mich beschied, ich könne die Kuben besuchen oder gehen. Ich tat kund, unverzüglich gehen zu wollen, fand mich jedoch bereit, einen flüchtigen Blick auf die Frauen zu werfen, die dort dem heiligen Gewerbe des Gebens und Nehmens nachgingen, und fürwahr, die Kuben allesamt boten das lebhafteste Treiben, ward man Zeuge süßen Schweißes und spitzer Stöhnlaute, und was die Dirnen selbst anbelangte, so weckten diese unstrittig die Lust des Beiwohnens mit ihren kolossalen, bebenden, von Milch und Nektar tropfenden Brüsten, dem Wohlgeruch der Essenzen, mit denen sie sich parfümiert, dem dunklen Teint ihrer Füße, den gelackten Nägeln und vor allem durch die unterwürfige Haltung, in der sie sich befanden, auf allen vieren, ihre feuchte, geschwollene Scham zwischen den üppigen Backen aufklaffend, wie um dem Manne zu sagen: «Tu mit mir, wie dir beliebt».

Und ein Mann, dem zu handeln befohlen, handelt.

Hernach setzt ich meinen Hut, der ein wenig zerknautscht, wieder aufs Haupt. Die Koberin, die mit dem Fleisch der Adamstöchter Handel treibt, kam flugs angesprungen und verlangte den Hurenlohn. Ich fragte, wie viel. Sie sagte, fünf Franken. Ich erwiderte, fünf Franken seien der Lohn, den ein Kolonialist für einen

Monat beschwerliche Arbeit erhalte, wohingegen doch die Dirne sich schwerlich länger als eine halbe Stunde nur gemüht habe!

Sie sagte, dies und kein anderer sei der Buhlerlohn.

Wider Willen gab ich ihr das Geld und ging meines Weges. Immerhin, meine Begierde war gestillt, meine Stimmung gelöst und mein Körper ermattet, entkrampft und mir zu Dank verpflichtet.



Mutter sagt, im nächsten Jahr soll ich nicht mehr zur *Madrassa* gehen, da sie höchstselbst mich in Französisch und Algebra zu unterweisen gedenkt, denn die Kinder in der Schule seien böse, Verbrecher, streit- und händelsüchtige Kreaturen, die meine Seele über glühend heißen Flammen rösteten, einem verzehrenden Feuer, das auf immer mich verfolgen würde.

Es sind dies die Tage des ausklingenden Sommers, und die Luft nicht mehr derart entbrannt wie noch zuletzt, ich wandere stundenlang über Erdhaufen und zwischen Ackerfurchen, hocke hernach auf den Kreidefelsen, die das Meer überblicken, sitze und sinne und beweine mein sonderbares, von Erniedrigung beflecktes Schicksal, denn Allah hat mich nicht gleich dem Ebenbild oder der Gestalt der anderen Kinder in meiner Stadt erschaffen, die in Grüppchen und trauter Verbundenheit daherkommen, während ich mich einsam und allein bescheide, die einander mit Stöcken und Stäben schlagen, während ich Gedichte und Geschichten aus dem Sinnen meines Herzens niederschreibe, die tiefen Hass gegen mich empfinden, während ich niemanden hasse, denn allein der Trübsinn des salzigen Meeres und die Schwermut des vergehenden Sommers, nur sie sind es, die unerbittlich an mir nagen.

Über der flachen See breitet sich meine Zukunft aus, wie Handelsschiffe, die von einem Meer zum anderen segeln, sehe ich die Kinder meines Alters an Wuchs und Statur gewinnen, sehe, wie aus ihren Körpern die Gestalt eines Mannes erwächst, eines starken Mannes von mächtiger Stimme und mächtigem Bauch, sehe sie wie ein Mann heransprengen, wie leichtfüßige Rosse, die Funken beim Galoppieren schlagen und mit ihren Hufen riesige Staubwolken aufwirbeln, während ich verwaist hinter ihnen hertröte.

Mutter kommt in mein Zimmer und fragt, was aus mir werden soll, welche Gestalt aus meinem Körper und meinem Leben geboren werden mag, da ich weder Wagemut noch Kühnheit an mir habe, weder über Körperkraft noch Ausdauer verfüge, und wie soll folglich eines Tages meine Feinde zu unterwerfen ich imstande sein, wie mein Brot verdienen, da ich immerzu allein zwischen Büchern und Heften hocke und keines der Kinder meine Gesellschaft wünscht? Ich stürze aus meinem Zimmer, um mich von ihr und ihrer Magie zu entfernen, renne zu den dichten Zitrusplantagen unseres Anwesens, schreke einen Schwarm Hühner auf und rufe erstaunte Blicke in den Augen der einfältigen Pachtbauern hervor, die Tag für Tag auf unseren Feldern sich mühen, und dort angelangt kletterte ich mit bloßen Händen einen Stamm empor, den ich aufs Geratewohl gewählt, zerkratze meine Haut an der rauen Rinde, bis das Blut fließt, in dem Wunsch, meinen Körper mit den Wundmalen und dem Ungestüm zu überziehen, welche den anderen Kindern zu eigen, weshalb, da die Äste des Baumes unter meinen Füßen brechen, die blutigen Streifen an meinen Beinen und Armen mir die Wonnen des Schmerzes bereiten, und wenn ich ins Haus zurückkehre, bitte ich meine Mutter um den Waschzuber, und da sie und Amina eilen, jeden meiner Wünsche zu erfüllen, spüle ich den Staub von meinem Körper.

Das Wasser schwärzt sich, ändert seine Farbe von rein zu unrein, unterdessen meine Mutter kommt, mir den Rücken seift, mir ein Wiegenlied singt und mir ihre Pläne ins Ohr wispert, mir eröffnet, dass ich mit dem Ende des Sommers unser Anwesen nicht mehr verlassen soll, sondern mit ihr und Amina im milden Sonnenlicht sitzen werde, weit entfernt von Mühsal und den Fährnissen der finsternen und verderbten Welt.



1. September 1895, Mishmar Hayarden

Drei Wochen sind verstrichen, dass ich nichts mehr in meinem Tagebuch niedergeschrieben, und dies aus welchem Grunde? Aus dem Grunde einer Reise, die ich durch das Land der Herrlichkeit, das Land Israel unternahme, von Süd nach Nord und von Ost nach West. Zwei Briefe schrieb ich unterdessen an die gnädige Frau, die in Jaffa zurückgeblieben, doch eine Antwort auf dem Postwege erhielt ich von ihr noch nicht. Der Abschied, den vor der Reise ich von ihr nahm, war kühl, ja nicht einmal einen Kuss auf die Wange die gnädige mir gewährte. Noch immer sind wir uns in unversöhnlichem Händel zugetan.

Einen geschlagenen Monat schon ziehe ich von Kolonie zu Kolonie, um einen Eindruck vom Leben der Landmänner und Weinbauern zu gewinnen, der Chowewei Zion im Heiligen Land.

Vielerlei Gerüchte waren mir zuvor über die Kolonisten zu Ohren gekommen. In der Zeitung *Ha-Melitz* wurden die guten, fruchtbaren Böden gepriesen, huldigte man ihrer ertragreichen Weinberge, sodass ich begierig war, all dies mit eigenen Augen zu sehen. Zudem sollte es neben den Kolonisten auch Kolonistinnen des schönen Geschlechts geben. Einem Gerücht nach, das

ich gehört, seien diese um einiges freizügiger als die Jüdinnen Europas. Auch habe der Glanz der Sonne Israels ihrer Haut einen schönen, in sexueller Hinsicht anregenden Teint verliehen. Neugierig und aufgeregt war ich, all dieser Wunder ansichtig zu werden. Doch zu dem größten Leidwesen, alles, was ich gehört, sollte sich als Lug und Trug erweisen.

Agronomisch betrachtet ist das Land der Chowewim derart schlecht, dass in tausend Jahren nichts dort wachsen wird. Gute, fruchtbare Böden, ja beste Erde findet sich zuhauf in der Levante, doch auf all dieser sitzen die Araber, die sie bestellen und hüten. Nicht ein gepflegtes Gärtchen findet sich, auf dem nicht ein Araber säße. Alles, was den Kolonialisten bleibt, sind minderwertige, schlechte Böden, Sand- und Sumpfland, Tropenfieber und Schwindsucht.

Ein weiteres Übel ist die korrumpierte Sitte der Kolonialisten. Denn diese zehren vom Geld des Baron de Rothschild und den Geldern des Komitees der Chowewim in Odessa und sehen keinerlei Segen in ihrem eigenen unbedeutenden Tagwerk. Um die Wahrheit zu sagen, diese Kolonialisten sind fauler noch als alle rothinternen Affen, die auf den Ästen der Bäume in Afrika dem Nichtstun frönen. Selbst da man ihnen Aufseher als Fronvogte schickt, lassen sie von ihren Unsitten nicht.

Eigene Felder und Obstpflanzungen bestellen sie keine, was darin seinen Grund hat, dass solches Mühe bedeutet. Daher kaufen die Kolonialisten alles, wessen sie für den Winter bedürfen – wie Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte und Linsen –, von ihren arabischen Nachbarn. Ja selbst Sommerfrüchte, Baumwolle, Sesam, Hirse, Wassermelonen, Gurkengemüse und verschiedene Kürbisarten erwerben gegen gutes Geld sie in den nahe gelegenen Dörfern der Araber.

Viel Segen fand ich auch nicht unter den Kolonialistinnen in

all den Kolonien, die ich besucht. Hinsichtlich der Schönheit dieser Landfrauen und Weinbäuerinnen kommt man nicht umhin festzustellen, dass acht oder zehn Jahre im Lande unserer Vorväter sie mürrisch und übellaunig haben werden lassen; die Haut ihrer Gesichter ist von Falten ohne Zahl durchfurcht, und ihr verlassener und träger Blick gemahnt an den Wasserbüffel, der die Sümpfe durchwatet.

Ungeachtet des Widerwillens, den diese Weibspersonen bei mir weckten, versuchte ich trotz allem mein Glück bei einigen der Kolonialistinnen, die ohne Ehemann sich befanden und auf ihre Weise freizügiger schienen. Viel Erfolg indes ward mir nicht beschieden, allein hier in der Kolonie Mishmar Hayarden, meinem derzeitigen Domizil.

Am heutigen Abend, vor einer Stunde oder deren zweie, schenkte meinen Blick ich einer Kolonialistin, kahl geschoren und um den Kopf ein Tuch gewickelt, wie es ihre Sitte ist, von der mir gesagt ward, sie sei einsam und sehne sich nach einem Manne, der ihre Furchen beackere. Sie erwiderte meinen Blick und bedachte mich mit dem Anklang eines Lächelns. Ich sagte ihr: «Zeige mir das Zimmer, in dem du wohnst.»

«Komm mir nach», sagte sie.

Da sie die Türe hinter uns geschlossen, umfing ich ihre Hüften und küsste sie auf die Lippen.

Ihre Augen waren braun und traurig, ihr Körper hager und abgezehrt, doch zeigte jeden Aktes oraler Natur sie sich willens, den ihr gegenüber ich Andeutungen machte. Auch ihre Spalte ward alsbald zur Genüge geschmiert, und sie verstand es, ihr Becken höchst wirksam zu heben und zu senken. Kurzum, sie verschaffte mir Befriedigung.

Jetzt liegt die glatzköpfige Kolonialistin in ihrer Kammer, eine Zigarette zwischen den Lippen, doch ich, der mich der Ekel

angekommen ob des Aktes, den ich mit ihr begangen, habe mich in eine kleine Hütte geflüchtet, die das Tal überblickt, um noch einige Zeilen in meinem Tagebuch zu schreiben.

Besser als die Kolonialistinnen sind zweifelsohne die arabischen Weiber Jaffas, die höchst versiert im Liebesspiel ihre Körper mit feinstem Öl salben, das einen wundervollen Duft verströmt. Doch sind diese Huren recht kostspielig, was seinen Grund darin hat, dass die deutschen, armenischen und russischen Seeleute sie aufsuchen und all ihre Heuer bei ihnen verprassen. So bleibt mir für den Moment keine bessere Wahl als die gnädige Frau.

21. September 1895, unterwegs nach Jaffa

Ich stehe am Ende meiner Reise, werde in Bälde die Stadt erreichen.

Ich weiß jetzt, dass ich in keiner der Kolonien, die derzeit im Lande unserer Vorfäter existieren, Agronom werde sein können: nicht in Chadera mit seinen giftigen Sümpfen, nicht in Wadi Chanin und seinen schrecklichen sandigen Böden, nicht in Mishmar Hayarden und nicht in Rosh Pina, nicht in Sichron Yaakov (Samaria) und nicht in Petach Tikwa. Neues und besseres Land muss von den Arabern gekauft werden, womöglich ja in der Nähe von Jaffa, wo der Boden von üppiger Fertilität ist. Bei meiner Rückkehr nach Jaffa gedenke ich daher, zum Exekutivkomitee der Chowewei Zion zu gehen und von ihnen einen Vorschuss zu erbitten, um fruchtbares Land zu finden. Es ist dies unsere einzige Hoffnung.

In Kürze werde ich zurück sein und die gnädige Frau sehen. Gleich nach unserem Zusammentreffen gedenke ich, meinem Tagebuch davon zu berichten. Sollte sie mich kühl und abwei-

send empfangen, muss ich wohl oder übel abermals den Sinn und Zweck dieser Ehe überdenken.



[...]